

Ev. Kirche, Friedland
Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres
(17.11.2024)

Unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn dazu ist Christus gestorben und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebende Herr sei. Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder du, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden. Denn es steht geschrieben: „So wahr ich lebe, spricht der Herr, mir sollen sich alle Knie beugen, und alle Zungen sollen Gott bekennen.“ So wird nun jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben. Darum lasst uns nicht mehr einer den andern richten; sondern richtet vielmehr darauf euren Sinn, dass niemand seinem Bruder einen Anstoß oder Ärgernis bereite. (Römer 14,7–13)

Am vorletzten Sonntag im Kirchenjahr geht es um ein Thema, das wir regelmäßig mit dem Glaubensbekenntnis aussprechen, oft aber verdrängen und das gleichwohl eine bemerkenswerte Faszination ausübt. Sonntag für Sonntag bekennen wir: *von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten*. Aber ist uns immer bewusst, was wir damit sagen? Ist uns der Gedanke an ein göttliches Gericht am Ende der Zeiten nicht doch irgendwie auch fremd? Wie passt das überhaupt zu dem, was wir sonst von Gott denken?

So irritierend der Gerichtsgedanke ist, so unausweichlich scheint er zu sein. Er kommt nicht nur im Christentum, sondern in vielen, ja vielleicht in allen Religionen vor. Dass am Ende noch einmal gründlich abgerechnet wird und jeder bekommt, was ihm zusteht, scheint eine tiefe menschliche Sehnsucht, ein Grundbedürfnis zu sein. Wir erleben, dass die Welt ungerrecht ist, und wollen das nicht einfach hinnehmen.

Ja, das Richten, das Be- und Verurteilen steckt tief in uns drin. Wir können kaum davon lassen, all' das, was Menschen tun, zu bewerten. Wir müssen es auch bewerten, wenn unser eigenes Verhalten davon abhängt. Ist es richtig oder falsch was der andere tut? Soll ich mittun, mich raushalten oder Widerstand leisten? Diese Fragen drängen sich auf und verlangen ein Urteil.

Doch dieses Urteilen, das uns zuweilen so nötig ist, ist uns auch dort schon Gewohnheit, wo unser Verhalten gar nicht gefordert ist, auch dort, wo wir gar nicht genug Einblick haben, um wirklich urteilen zu

können. Und so kommt man ganz schnell dazu, dass man nur auf das achtet, was vor Augen ist, und dann die Menschen in die nächstbeste Schublade steckt. Wir haben ja gar nicht die Zeit und Geduld, uns immer ein gründliches Urteil zu bilden. Und so wird oft nicht sorgfältig beurteilt, sondern schnell abgeurteilt.

Das passiert übrigens gerade dort besonders leicht, wo Menschen sich sehr für Gerechtigkeit und gegen Diskriminierung einsetzen. Gerade dort stehen ja immer bestimmte Aspekte sehr im Vordergrund und verleiten zu einem schnellen Urteil. Dabei ist die Lage oft viel komplizierter.

Es gibt also Grund genug für die Mahnung, den anderen nicht zu richten und zu verachten. Da mögen wir dem Apostel Paulus wohl zustimmen. Doch was setzt er dagegen? *Wir werden alle vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden. ... So wird nun jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben*. Er bringt das Gericht Gottes ins Spiel. Das kann man auf verschiedene Weise deuten.

Zum einen kann damit gemeint sein, dass wir die anderen nicht richten müssen, weil es Gott am Ende ohnehin tut. Wir können das ihm überlassen. Zum anderen werden wir auf die eigene Verantwortung aufmerksam. Wir müssen uns dafür rechtfertigen, was wir selbst getan haben. Wer sich dauernd damit befasst, was andere tun oder lassen, lenkt sich und andere von seinem eigenen Verhalten ab.

Wir würden uns alle wahrscheinlich viel Verdruss und Streit ersparen, wenn jeder zuerst an sein eigenes Verhalten und seine eigene Verantwortung denkt. Das ist ja auch das einzige, was man selbst wirklich beeinflussen kann. Im Studentenwohnheim hatten wir einen Mitbewohner, der immer sehr klug bemerkte: Man müsste mal wieder das Altglas raustragen. Und es gab einen anderen, der hat's gemacht.

Braucht es aber für diese Erinnerung an die eigene Verantwortung gleich ein göttliches Gericht? Holt Paulus hier nicht ein bisschen sehr weit aus? Man könnte das doch auch ohne jede Religion einsichtig machen. Und wird hier nicht am Ende die menschliche Rechthaberei durch eine übermächtige göttliche Rechthaberei nicht einmal nur abgelöst, sondern gar ins Unermessliche gesteigert? Soll denn das Richten immer weitergehen?

So wichtig und richtig der Gedanke an das göttliche Gericht ist, so falsch und fatal kann er sein, wenn es

dabei nur um eine Fortsetzung und Steigerung unseres menschlichen Richtens ginge. So wäre Gott nach unserem Bilde, er wäre nur ein Götze. Nein, indem Gott ins Spiel kommt, ändert sich etwas viel Grundlegenderes. Es geht nicht um Quantität, sondern um Qualität. Ja, Gott richtet, aber nicht nach unseren Gesetzen und unserer Gerechtigkeit, sondern nach seiner Gerechtigkeit.

Gott ist keine abstrakte Größe, die man allein durch Philosophie ergründen könnte. Dann wäre seine Gerechtigkeit wohl tatsächlich nur die Steigerungsform unserer Gerechtigkeit. Doch wir wollen uns nicht an unsere Gedanken, sondern an Gottes Offenbarung halten. In Jesus Christus hat er uns vor Augen gestellt, was es mit ihm und seiner Gerechtigkeit auf sich hat.

An dem, was Jesus verkündigt hat, an dem, wie er gelebt hat, können wir lernen, worauf es ankommt. Dabei ergibt sich jedoch etwas scheinbar ganz Widersprüchliches. Jesus hat auf der einen Seite die Maßstäbe ins Unermessliche verschärft. Besonders eindrücklich ist das in der Bergpredigt zu lesen. Es reicht nicht, sich an die Gesetze und Gebote zu halten. Jesus fordert mehr.

Schon eine Frau nur anzusehen ist bei ihm Ehebruch. Seinen Mitmenschen zu beschimpfen, ihm zu zürnen verdient schon die schlimmsten Strafen. Und die Spitze bildet wohl das Gebot, selbst seinen Feind noch zu lieben. Jesus fordert mehr, als Menschen zu leisten vermögen. Er fordert rundheraus, so vollkommen zu sein, wie Gott selbst vollkommen ist. Muss man daran nicht schlichtweg scheitern?

Auf der anderen Seite hat Jesus ein ebenso unermessliches Erbarmen und Verzeihen verkündigt und gelebt. Es war ja geradezu sprichwörtlich, dass er sich mit Sündern abgab, mit ihnen gegessen und getrunken hat. Er hat ihre Gemeinschaft nicht gemieden, sondern gesucht. Und bis zum Schluss, ja, noch am Kreuz ist er für Vergebung und Versöhnung eingetreten. Selbst für seine Peiniger hat er noch gebetet: *Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.*

Doch wie geht das zusammen – einerseits dieser völlig übersteigerte Anspruch, andererseits dieses grenzenlose Erbarmen und Verzeihen? Oberflächlich betrachtet, scheint es ja ein eklatanter Widerspruch zu sein. Aber wenn man danach fragt, welcher Geist dahinter steht, erkennt man schnell: Beides hat den

gleichen Ursprung. Die Wurzel von beidem ist die Liebe. Von ihr aus betrachtet hat beides seinen tiefen Sinn.

Schon die kleine Ungerechtigkeit verdirbt die menschliche Gemeinschaft und steht der Liebe entgegen. Darum wird sie von Jesus so scharf verurteilt. Aber zugleich durchbricht Jesus den Kreislauf von Unrecht und Verurteilung. Auch der Schuldige wird geliebt und erfährt darum Vergebung. Die Liebe verwandelt alle Maßstäbe, alles Urteilen, alle Gerechtigkeit.

Und das ist es, woran und womit wir vor dem Richterstuhl Christi gemessen werden. Im Angesicht der Gottesoffenbarung in Jesus Christus müssen wir uns fragen lassen, wie es um unsere Liebe bestellt ist. Und wir dürfen darauf vertrauen, dass wir mit der gleichen Liebe, die von uns gefordert ist, selbst angesehen und angenommen sind. So stiftet Gott Gemeinschaft: Gemeinschaft zwischen uns Menschen, Gemeinschaft mit Gott.

Wenn wir uns darauf einlassen, ändert sich unser Verhältnis zu den anderen Menschen. Wir können sie mit anderen Augen sehen. Wir erkennen, dass der andere nicht nur ein anderer ist, sondern einer wie ich selbst. *Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du*, haben jüdische Rabbiner das Gebot übersetzt.

Darum schreibt Paulus nicht nur davon, dass die Christen aufhören zu richten und zu verachten. Er fordert außerdem, *dass niemand seinem Bruder einen Anstoß oder Ärger bereite*. Es geht also nicht nur darum, die Grenze eines Gebots einzuhalten, sondern darum, sich in den anderen einzufühlen und auf ihn Rücksicht zu nehmen, ja eben dies: ihn zu lieben. Den Antrieb und die Kraft dazu gibt uns der Glaube, selbst geliebt zu sein.

Gott hat über unser Leben das Vorzeichen der Liebe gesetzt. So ist es durch Jesus Christus offenbar geworden, in seinem Leben, in seinem Tod, in seiner Auferstehung. Damit ist das Urteil über uns eigentlich schon gesprochen und steht über unserem ganzen Leben. Wir sind hineingenommen in die schöpferische Dynamik der göttlichen Liebe, die auch den Tod noch überwindet. *Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Amen.*

Prädikant Dr. Hendrik Munsonius